

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung

Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft

Band: - (1901)

Heft: 11-12

Artikel: Kriegsbilder aus China

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Friede.

Offizielles Vereins-Organ des Schweizerischen Friedensvereins.

Sprechsaal der Friedensfreunde des In- und Auslandes

enthaltend das

Bulletin des Internationalen Friedensbureau in Bern.

Abonnementspreis per Jahr: In der Schweiz Fr. 2. — (für Mitglieder und Nichtmitglieder); im Weltpostverein portofrei Fr. 3. 60. Einzelne Exemplare à 10 Cts. Inserate per einspaltige Petitzeile 15 Cts. Das Blatt erscheint am 20. jeden Monats in einer Doppelnummer von 6—8 Seiten.

Redaktion: Für den Vorort des Schweizerischen Friedensvereins, R. Geering-Christ, Eulerstrasse 55, Basel. — Einsendungen sind an letztere Adresse zu richten.

Annoncen nehmen die Haller'sche Buchdruckerei in Bern, sowie sämtliche Annoncenbureaux entgegen.

Inhalt: Motto. — O hätt ich Thränen! (Gedicht.) — Kriegsbilder aus China. — Krieg und Politik. — Internationales Friedensbureau in Bern. — Schweizerischer Friedensverein. — Jahresrechnung des Schweizerischen Friedensvereins. — Sprechsaal. — Litterarisches. Verschiedenes. — Inserate.

Motto.

Die Greuel, die im Kriege an Reichen und Armen, an Männern, Frauen und Kindern verübt werden, kann man mit Wörtern nicht schildern. Der Schrecken geht ihm vorher, Angst, Schmerzen und Leiden aller Art und der Tod begleiten ihn, Hunger und Seuchen und Wehklagen folgen ihm nach. Wehe dem, der einen Krieg vor Gott zu verantworten hat!

Dr. theol. Friedrich Mallet.

O hätt ich Thränen!

O hätt ich Thränen, Thränen genug zu weinen,
Auszuweinen den Jammer, den ich geschaut!
Sonne, o Sonne, wie kannst du noch leuchten und scheinen,
Sink in die Nacht, der ewig kein Morgen mehr graut!

Doch du erhebst dich täglich in goldenem Schimmer;
Ich seh diese Bilder wieder und wieder erstehn:
Dort jene Bestien — Menschen nenn ich sie nimmer —
Triefend vom Blute, stets neue Opfer erspäh'n!

Die rauchenden Trümmer und drin die verkohlenden Leiber;
Den Mauerwinkel, so schrecklich, so rot bespritzt;
Den kleinen zerschmetterten Kopf, die zerstückelten Weiber;
Das schleichende Scheusal, vom morden und schlachten erhitzt.

Und glühst du auch, Sonne, das Glück will nimmer mir scheinen;
Naht auch die Nacht, doch seh ich's, vor dem mir nur graut.
O hätt ich Thränen, Thränen genug zu weinen,
Auszuweinen den Jammer, den ich geschaut!

—g

Kriegsbilder aus China.

Im Pariser „Figaro“ sind jüngst von einem Augenzeugen Kriegsbilder aus dem chinesischen Feldzug veröffentlicht worden. Eines davon, betitelt: „Peking zu“, gewährt einen Einblick in die Verheerungen, welche die Kriegshorden über jene Gegenden gebracht haben. Der Verfasser äussert sich dahin:

Tong-Tscheou, das sich zwei bis drei Kilometer weit dem Ufer entlang zieht, war eine jener chinesischen Riesenstädte, die mehr Einwohner haben als manche Hauptstadt Europas, und deren Namen bei uns trotzdem nicht bekannt sind. Heute ist es eine Ge-spensterstadt. Sobald man in die Nähe kommt, nimmt man wahr, dass alles nur noch Trümmer und Ruinen. Am Fuss der hohen krenelirten Mauer, die schwarz angestrichen wie Särge, drängen sich die Dschunkens

den Fluss entlang, und am Ufer ist ein Leben wie ungefähr in Taku und Tientsin, in dem sich einige Hundert mongolische Kamele, die im Staube liegen, bemerkbar machen. Sonst nichts als Soldaten, Kanonen, Kriegsmaterial aller Art. Kosaken, die erbeutete Pferde probieren, jagen wie verrückt im Galopp hin und her und stossen dabei ein wildes Geschrei aus. Die verschiedenen Nationalfarben der europäischen Alliierten sind überall in Menge aufgezogen. Sie flattern hoch über den schwarzen, von Kugeln durchbohrten Mauern, flattern über den Lagern, über den Dschunkens, über den Trümmern, und der unaufhörliche Wind, jener unbarmherzige eisige Wind, der den verpesteten Staub mit dem Todesgeruch aufwirbelt, fährt durch die überall aufgepflanzten Fahnen, die dem Schauspiel der Verwüstung eine Art höhnisches Festaussehen verleihen.

Ich suchte nach der französischen Flagge, um unser Quartier zu finden und mich sofort zum Etappenkommando zu begeben.

In Begleitung von französischen Soldaten ging ich auf ein grosses Thor zu, das in die dicken schwarzen Mauern Einlass gibt. Hier am Eingang der Stadt hat man mit Stricken und Brettern einen Park für das Vieh abgeschlossen, das den Soldaten zur Nahrung dient. Neben ein paar mageren Ochsen, die noch am Leben, liegen drei oder vier am Boden, die an der Rinderpest krepieren sind, und ein Kommando Chinesen kommt eben herbei, um sie nach dem Fluss zu schleppen, der alles solches Aas aufnimmt. Dann kommen wir in eine Strasse, wo unter angehäuften Scherben französische Soldaten etwas Ordnung zu schaffen sich bemühen. Die Häuser, deren Thüren und Fenster zertrümmert sind, gewähren einen Blick in ihr klägliches Innere, wo alles zerschlagen, zerrissen, in Fetzen liegt. Und in dem dichten Staub, den der Nordwind und das Getrampel unserer Leute aufwirbelt, schwiebt ein unerträglicher Leichengeruch. Zwei Monate lang hat die Zerstörungswut und die Mordlust an dieser unglücklichen „Stadt der himmlischen Reinheit“, die von den Truppen von acht oder zehn verschiedenen Nationen überschwemmt worden, sich Genüge gethan. Sie hat den ersten Anprall alles vererbt Hasses auszuhalten gehabt. Zuerst sind die Boxer dagewesen. Dann sind die Japaner gekommen, verwüsten und morden, wie einst die Barbaren. Nichts Uebles möchte ich sagen von unseren Freunden, den Russen; aber auch sie haben Kosaken von den Grenzen der Tartarei und halb-mongolische Sibirier hergeschickt, die alle bewunde-

prungswürdig im Feuer, aber die Schlachten noch ganz nach asiatischer Art verstehen. Es sind auch grausame Reiter aus Indien gekommen, die von Grossbritannien hergeschickt worden. Amerika hat seine Söldner losgelassen, und als in der ersten Rachewallung gegen die chinesischen Scheusslichkeiten Italiener, Deutsche, Oesterreicher und Franzosen herkamen, war schon nichts mehr ganz.

Als ich mein Geschäft beim Etappenkommando in Ordnung gebracht hatte, blieb mir noch fast eine Stunde des Tages, die ich dazu benützte, um mich, begleitet von meinem kleinen bewaffneten Gefolge, zu einer ziellosen Wanderung in den Ruinen der Stadt anzuschicken.

Je weiter man sich vom Quartier entfernt, wo die Anwesenheit unserer Soldaten noch ein wenig Leben unterhält, desto mehr wächst mit der Einsamkeit und dem Schweigen das Grauen.

Zuerst gelangten wir in die Strasse der Porzellan-händler, der grossen Magazine, wo die Produkte der Fabriken von Kanton lagern. Nach den Tümmern der geschnitzten und vergoldeten Häuserfassaden zu schliessen, die etwa noch vorhanden, muss es eine schöne Strasse gewesen sein. Heute ist's, als ob die weit offen klaffenden Magazine Haufen von Scherben auf die Strasse ergössen. Man schreitet auf kostbarem Email, das die Erde bedeckt und unter unseren Füssen knirschend zertreten wird. Tagelang hat man wie wütend mit Stiefelabsätzen, Flintenkolben hantieren müssen, um alle diese Dinge so klein zu kriegen: die Vasen, die zu Tausenden hier vorhanden waren, die Schüsseln, die Teller, die Tassen, alles ist zermalmt, pulverisiert — zusammen mit menschlichen Ueberresten und Haaren. In einem der Höfe, in die wir gelangen, ist ein räudiger Hund eben daran, unter dem Haufen zerbrochener Teller etwas hervorzuziehen: es ist der Leichnam eines Kindes, dessen Schädel zertrümmert und der Hund beginnt abzunagen, was von den Beinen des kleinen Toten noch übrig ist. Sonst treffen wir keine Seele in den verheerten langen Strassen, deren Zimmerwerk samt den Mauern und Dachziegeln eingestürzt ist. Raben, nur Raben lassen in dem Schweigen ihr Gekräuze vernehmen. Scheussliche Hunde, die sich an Leichnamen voll gefressen, entfliehen vor unserer Annäherung mit vollem Bauch und eingezogenem Schwanz. Kaum hie und da ein paar chinesische Herumstreifer, Leute von unheimlichem Aussehen, die jetzt noch in den Ruinen auf Plünderung ausgehen, oder aber Arme, die dem Getzel entgangen und jetzt, furchtsam und scheu den Häusern entlang streichend, herbeikommen, um zu sehen, was aus ihrem Häuschen geworden ist.

Man schaudert, und die leeren Häuser füllen sich mit Schatten. Sie gehen ganz in die Tiefe, diese Häuser, haben Verstecke, Reihen von Höfen, kleine Wasserbassins und melancholische Gärten. Ueberschreitet man die Schwelle, an welcher immer dieselben steinernen Ungeheuer Wache halten, so gerät man in einen endlosen Wirrwarr, indem sich das intimste chinesische Leben röhrend und anmutig in der Aufstellung der Blumentöpfe, den Rabatten und den kleinen Veranden, an denen wilde Reben und Winden entlang laufen, offenbart. Da liegt Kinderspielzeug herum, eine Puppe, die jedenfalls irgend einem Kinde gehört hat, dessen Kopf man zerschmettert hat.

Alles ist verwüstet, losgerissen, zerfetzt; die Möbel sind aufgeschlitzt, der Inhalt der Schubladen, die Papiere über den Boden hingestreut, zusammen mit Kleidungsstücken, die mit Blut besudelt sind, mit ganz kleinen Damenschuhen, an denen ebenfalls Blut klebt, und da und dort erblickt man sogar abgeschnittene Beine, Hände, Köpfe und ganze Pakete von Haaren.

Dabei wuchern in etlichen dieser Gärten die Pflanzen, die niemand mehr besorgt, lustig über die Wege und die menschlichen Reste hin.

Krieg und Politik.

Von
Wilhelm Unseld.

In der Zeit, in der wir wirklich leben, dürfte es wohl angezeigt erscheinen, uns klar zu bleiben über die Gegensätzlichkeit der idealen Friedensbestrebungen zu der völlig realen Politik und dem Kriege. Thun wir dies, so werden wir bewahrt bleiben vor Sympathiebezeugungen, die zwar wohl ein warmes Herz bekunden, dafür aber auch keinen Hund hinter dem Ofen hervorzulocken im stande sind, soweit sich dies auf den Gang von Krieg und politischen Verhandlungen anwendet.

Die Gegensätzlichkeit der idealen Friedensbestrebungen mit Krieg und Politik tritt uns in nacktester Form wohl in den Tagebuchblättern von Moritz Busch entgegen. Wir lesen da im ersten Bande, Seite 179, einen Ausspruch von dem nordamerikanischen bekannten General Sheridan über den Krieg folgendes:

„Die richtige Strategie besteht erstens darin, dass man dem Feinde tüchtige Schläge beizubringen sucht, soweit er aus Soldaten besteht, dann aber darin, dass man den Bewohnern des Landes so viele Leiden zufügt, dass sie sich nach dem Frieden sehnen und bei ihrer Regierung darauf dringen. Es muss den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen.“

Wenn wir diesen Ausspruch des amerikanischen Generals, den derselbe am 8. September 1870 im deutschen Hauptquartier gethan, uns vor Augen halten, dann haben wir nicht mehr von barbarischer Kriegsweise der Engländer in Afrika zu reden, sondern die Engländer thun nur, was kriegerische Notwendigkeit erheischt. Also wird der Krieg einmal überhaupt genehmigt, von uns Friedensfreunden wird er verurteilt, dann ist Sympathiebezeugung für den unterliegenden Teil, und wird er auch noch unmenschlich bedrückt, ein Unsinn. A la guerre comme à la guerre! Ich denke nach dieser Richtung hin die idealen Friedensbestrebungen und den realen Krieg in solche Beleuchtung gesetzt zu haben, dass beide auch den blödesten Augen in ihrer Gegensätzlichkeit sichtbar sind.

Sehen wir nun auch noch nach der realen Politik. Auch hier wollen wir kurz und bündig, wieder nach den Tagebuchblättern von Moritz Busch, erster Band, Seite 203, uns belehren lassen. Wir lesen hier:

„Die Politik hat die Bestrafung etwaiger Verstüdigungen von Fürsten und Völkern gegen das Moralgesetz der göttlichen Vorsehung dem Lenker der Schlachten zu überlassen. Sie hat weder die Befugnis noch die Pflicht, das Richteramt zu üben,“

Handelsschule „Frey“ Bern

— Staatlich konzessioniert. —

Studium aller Handelsfächer u. mod. Sprachen.

Erste Vorbereitungsschule für Post-, Telegraphen- und Eisenbahn-Examen. 2

Prospekte u. Jahresberichte beim Vorsteher: Emil Frey.